

ORIONI

ANNE
BERNHARDI

Orioni

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Copyright © 2017 by Anne Bernhardt

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt

Lektorat: Birgit Fricke
Umschlaggestaltung, Satz
und Illustrationen: Anne Bernhardt
www.anne-bernhardi.de
Gesetzt in der 1822 GLC Caslon Pro
und Great Vibes

ISBN 978-3-7448-9858-4

Für Pascal

Kapitel 1

Januar 1636

Schnee. Meilenweit und ganz gleich, in welche Richtung man schaute, die Welt hatte sich in eine Wüste aus Kristallen verwandelt. Der scharfe Wind trieb die Flocken unablässig vor sich her, wirbelte sie herum und brachte sie selbst in den verborgensten Winkeln noch zu Boden. Es war kein Wetter zum Wandern. Nicht einmal ein Wetter, um einen Hund vor die Tür zu scheuchen. Und doch blieb ihm nichts anderes übrig, als stur einen Fuß vor den anderen zu setzen, eine zerknitterte Landkarte in der rechten Hand, die er zum Schutz vor der Kälte ebenso wie die linke tief in seinen dicken Wollmantel gebohrt hatte. Zwei Wollsocken in jedem Stiefel sollten Erfrierungen verhindern, ebenso wie der Schal, den er bis unter die Augen gezogen hatte. Den Hut wiederum bis zu den Augenbrauen. Neben ihm, am Ende der Zügel, die er sich an den Oberarm geknotet hatte, stapfte ein Pferd, dessen rote Farbe kaum noch zu erkennen war, so hatten es die Schneeflocken umwoben. Nein, es war kein Wetter, um sich vor die Tür zu wagen, aber am Ende hatte der Mann gute Gründe, die ihn dazu zwangen. Viel zu gute Gründe. Gründe, die selbst die Gefahr des Erfrierens harmlos erscheinen ließen.

Es war Mitte Januar und der kälteste Winter, den er bisher erlebt hatte. Das wollte viel heißen, er war nicht mehr jung. Laut der Karte aber müsste seine Suche bald ein Ende haben, denn er hatte Sarlat schon vor Stunden durchquert, und wenn er nicht allzu weit vom Weg abgekommen war, müsste er die Dächer seines Ziels bald sehen können. Die Dächer von La Roque Gageac, einem Dorf, das an die Felsen geschmiegt lag, als wäre es aus

ihnen selbst herausgeschlagen, zu seinen Füßen die Dordogne, deren Fluten gegen Eisschollen ankämpften, die sich an ihren Rändern zu fantastischen Gebilden auftürmten.

Immer mal wieder sah er sich um. Es wäre nicht nötig gewesen. Die weiße Welt lag unberührt und wie schlafend da. Wenigstens etwas, befand er. Wahrscheinlich hatten seine Verfolger ebenso mit den Widrigkeiten zu kämpfen wie er selbst. Das gab ihm ein gewisses Maß an Trost.

Mit der aufkommenden Dunkelheit war es dann so weit. In einer mächtigen Linkskurve, in der sich Fluss und Felsen annäherten, entdeckte er eine Formation von Weiß, die ihm sagte, dass sich unter dem Schnee Häuser verbargen. Er hatte das kleine Dorf gefunden.

Die letzten Schritte lief er etwas schneller, nahm noch einmal alle Kraft zusammen. Und tatsächlich befand sich dort die kleine Schenke, die er bisher nur aus Briefen kannte, gleich in erster Reihe unten am Fluss. Das hölzerne Schild war vereist, stand in einem leicht schrägen Winkel, als wäre es mitten in einem Windzug erstarrt.

Mich ereilt noch das gleiche Schicksal, dachte er und hob die Hand, nur um festzustellen, dass die Tür verschlossen war. Auf sein vorsichtiges Klopfen hin näherten sich im Haus Schritte, ein Riegel wurde zurückgeschoben und die Tür öffnete sich einen Spaltbreit.

»Das Gasthaus ist geschlossen«, kam die Antwort auf Französisch.

»Guten Abend.« Der Reisende zog sich den Hut vom Kopf, woraufhin sich der Schnee, der ihn bedeckt hatte, auf die Türschwelle und ein Stück weit ins Haus ergoss.

»Ich brauche ein Bett für die Nacht und mein Pferd einen warmen Stall.«

Es schien, als müsste der Mann im Inneren eine Weile überlegen.

»Der Koch hat nichts zu kochen, wir sind eingeschneit. Und bis einen Krug weißen Wein haben wir auch nichts

zu trinken, die Fässer sind alle leer. Wer in aller Welt reist bei solch einem Wetter?»

Eine legitime Frage. »Mir ist alles recht. Solange ich nicht dort draußen übernachten muss«, hustete der Reisende trocken. Es wurde Zeit, aus dieser Kälte zu kommen. »Mein Pferd?»

»Meine Tochter wird sich um Euer Pferd kümmern, und seid versichert, sie hat Erfahrung mit Pferden. Lasst es ruhig vor dem Haus angebunden, sie wird es gleich holen.«

»Vielen Dank.«

»Dann ...« Der Mann im Inneren trat zur Seite und öffnete die Tür so weit, dass der Reisende eintreten konnte. »Dann kommt und setzt Euch.«

Vor den Augen des Wirts machte der Reisende drei Schritte vorwärts, visierte den erstbesten Stuhl an und ließ sich darauf niedersinken. Dort blieb er sitzen und blickte eine ganze Weile wie in Trance vor sich hin. Nach all der langen Zeit drang mit einem Mal die Müdigkeit wie ein düsteres Gift in ihn ein, sodass ihm für kurze Zeit schwarz vor Augen wurde.

Kaum war die Tür geschlossen, verschwand der kalte Luftzug, und die Wärme hüllte den Reisenden ein. Die Gaststube war klein, kaum zehn grobe Tische standen an den Wänden verteilt. Die Decke hing tief, sie war dunkel durch die Jahre, und abgesehen von der Feuerstelle gab es keine Lichtquelle. Aber es tat gut. Gut, einfach nur dazusitzen und darauf zu hoffen, dass einem kein Zeh oder Finger abgefroren war. Die Luft war nicht so rein wie draußen im Schnee, aber auch nicht stickig von zwanzig Gästen. Nur der Geruch des Traubeneichenholzes, das im Feuer immer mal wieder knallte und Funken sprühte, lag in der Nase.

»Wie schon gesagt, ich kann Euch nur den weißen Wein anbieten«, wiederholte der Wirt. Er kratzte sich

nachdenklich über seinen dunklen Vollbart, als der Gast die Augen schloss, anstatt zu antworten. »Wäre er dem Herrn recht?«

Die Antwort kam nicht sofort. Vielmehr schälte sich der Reisende nun aus seinem Mantel, in dessen Stoffalten der Schnee inzwischen bis auf wenige Reste geschmolzen war und zu Boden tropfte. Er betrachtete den feuchten Mantel noch eine Weile, legte ihn dann über einen Schemel, der in nächster Nähe stand. Müde sah er zum Wirt.

Der allerdings war mit Staunen beschäftigt. Er hatte unter dem Mantel keine so prächtigen Kleider erwartet.

»Kümmert Euch nicht darum.« Der Reisende schüttelte den Kopf. »Was soll man auch tragen, wenn man in der Eile nichts Reisetauglicheres auftreiben konnte. Seide wärmt furchtbar schlecht, so viel ist sicher.«

»Aber wäre Monsieur nicht viel besser im Manoir de Tarde aufgehoben? Dies ist bloß ein einfaches Wirtshaus. Monsieur de Tarde ist ein guter Mensch, er wird Euch sicherlich ein sehr viel feineres Zimmer anbieten können. Er ist sehr belesen, ein wenig alt vielleicht, aber sehr ...«

»Nein, es ist alles in bester Ordnung.«

Der Wirt schluckte.

»Monsieur ... der Wein?«

»Schon recht.«

»Pascale!«, schallte es durch den Raum. »Hast du Monsieur nicht gehört? Hol den Wein, aber erst kümmer dich um sein Pferd.«

Zur Überraschung des Reisenden löste sich nun eine kleine Gestalt aus einer Nische neben dem Kamin. Ein Mädchen von wohl vierzehn Jahren, dünn und zierlich, seufzte tief und wanderte die Stufen in den Keller hinab, um kurz darauf wieder mit einem Krug Wein zu erscheinen. Der Wirt ging ihr entgegen und nahm ihr den Krug aus den Händen.

Aus der Distanz konnte der Reisende sehen, wie der

Vater seiner Tochter mitteilen wollte, dass es sich zu benehmen galt, aber das Mädchen warf lieber einen neugierigen Blick auf den Gast und bemerkte dann, wie der Reisende sie auf die gleiche Art musterte.

»Pascale, nun lauf und sag Henri, er soll zusammenklauen, was er kriegen kann. Wir haben einen Gast und er hat Hunger. Und kümmer dich um das Pferd, hast du gehört?«

Der Blick des Gastes folgte weiterhin dem Mädchen.

»Sie ist noch ein wenig grün hinter den Ohren.« Unsicher und nervös lachte der Wirt und ließ es gleich darauf wieder sein, als er im Gesicht seines Gastes keine freundliche Antwort auf sein Lachen entdecken konnte. Ob der Gast aus Missfallen oder aus Erschöpfung nicht reagierte, war nicht zu erkennen. Es wurde still.

Seine Sporen klirrten leise, als sich der Reisende seinen Stuhl näher an den Kamin zog. Die Feuerstelle war groß und aus dem gleichen gelben Sandstein gehauen wie alle Häuser der Region. Dann und wann schaffte es der scharfe Wind tatsächlich, eine verirrte, ehemals sehr große Schneeflocke durch den Kamin bis hinunter in die Nähe des Feuers zu treiben, wo sie schmolz und verdampfte, bevor sie den Boden berührte. Diese Wärme wollte er ausnutzen. Es gab nichts Besseres für eisige Knochen. Für alte Knochen.

Es dauerte nicht lange, da füllte sich die Wirtsstube mit angenehmem Duft.

»Ich kann Monsieur zumindest schon einmal etwas Brot anbieten. Die Butter ist uns leider ausgegangen, der geräucherte Schinken auch. Etwas Käse bleibt noch. Und später dann ein Huhn. Meine Frau hat es gestern frisch geschlachtet, es war für uns selbst gedacht, aber nun bieten wir es gern Monsieur an. Welch ein Zufall doch, dass uns noch der weiße Wein geblieben ist.«

»Das ist nicht nö...«, setzte der Reisende an, doch er brach ab und fuhr fort, das Mädchen zu beobachten, das

sich wieder in die Nische am Kamin zurückzog, nach einem Buch griff und sich in eine Decke einwickelte.

»Oh, doch, es ist ein wirklich gutes Huhn!«, strahlte der Wirt. »Wartet ab, es wird Eure Lebensgeister wecken.«

Die Zeit verging. Der Reisende aß eine Scheibe Brot, trank einen halben Becher Wein, rieb sich die rote Nase und kostete das Huhn. Doch seine Gedanken waren überall, nur nicht bei dem dünnen Tier, das gestern sein Leben gelassen hatte. Der Wirt, der etwas abseits auf einem Stuhl saß, bemerkte, wie der Gast immer wieder zu der Nische schaute, wo das Mädchen leise las. Dann und wann hörte man, wie sie eine Seite umblätterte.

»Pascale? Hast du geschaut, ob das Zimmer für Monsieur fertig ist?«, brach die Stimme des Wirts die Stille.

Ein Seufzen zeugte davon, dass sie es in der Tat vergessen hatte. Sie schälte sich erneut aus ihrer Decke und wanderte mit einem Kienspan, den sie sich im Kamin angezündet hatte, die knarrende Treppe hinauf ins erste Geschoss. Dumpf klangen ihre Schritte auf den alten Dielen, die bei jedem Schritt ächzten.

Der Gast lauschte und vergrub schließlich sein Gesicht in den Händen. Weder hatte er den Grund seiner Reise vergessen noch dessen Dringlichkeit, aber erst einmal wollte er nur eins: schlafen. Seinem Körper Ruhe spenden. Jetzt, wo die Kälte aus seinen Knochen fast verschwunden war, würde eine Nacht voll Schlaf nur allzu gut tun. Wenn sie ihm denn bliebe, die Nacht. Aber die Straße draußen wirkte ruhig. Bis auf den heulenden Wind, der einsam vor der Tür sein Unwesen trieb, war es still.

»Das Zimmer ist fertig, Vater«, hörte der Reisende das Mädchen zum ersten Mal sprechen, als sie bald darauf die Treppe wieder hinunterkam.

Umso besser. Der Gast sah, wie sie ihr Buch holte, sich vergrub und er beschloss, nun das Gleiche tun zu wollen.

Kaum war der Reisende in seinem Zimmer und seinem Bett verschwunden, Pascale hatte sich gerade wieder am Kamin in ihre Decke gegraben, als eine Faust an die Tür des Gasthofes schlug. Dumpf und fordernd.

»Aufmachen!«

Das war kein Französisch. Pascale horchte auf, gleich zweimal. Denn es war Französisch, was kurz darauf folgte. Die gleiche Aufforderung noch einmal, allerdings von einem Menschen, der die Worte hart und ungeschickt aussprach. »Uffreh la port!«

Pascale grinste in sich hinein. Sie grub ihr Kinn in die Wollecke und linste misstrauisch Richtung Tür.

Ihr Vater, der sich gerade hatte schlafen legen wollen, betrat aus der angrenzenden Wohnung heraus die Stube, rieb sich müde über die Schürze und sah zu Pascale hin.

»Was soll das nun wieder?«

»Öffne ihm lieber nicht.«

»Geschäft ist Geschäft, Pascale. Du steckst immerzu mit der Nase in den Büchern, du wirst wohl niemals verstehen, was es heißt, ein Wirtshaus zu führen. Aber geh, geh und schick mir Henri und weck deine Mutter. Sie müssen mir heute Abend helfen, sollten es mehrere Männer sein.« Er seufzte tief. Entgegen seiner Worte bewegte er sich auffällig langsam in Richtung Tür. Niemand, kein Mensch auf Erden, öffnet gern seine Tür für jemanden, der seine Faust darauf herumtanzen lässt.

»Was wollt ihr?«, moserte der Wirt, als sein Blick auf zehn Männer fiel, die halb erfroren draußen im Dunkeln standen, eine Laterne bei sich trugen und den Eindruck vermittelten, sie wären der Hölle entsprungen, wenn auch nicht jener mit Feuer und Glut, sondern einer aus Schnee und Eis.

»Uffreh! Wir brauchen ... chambrehperlanuih!«, presste der vorderste Mann seine Worte heraus, und Pascale sah bestätigt, dass er nichts von ihnen verstand. »Lau-

banger, übernimm das, mir fehlt die Ruhe, diesem Idioten zu erklären, dass ich nicht eine Sekunde länger gewillt bin, hier in der Kälte zu stehen.«

Ein anderer Mann trat vor, gehorchte den deutschen Worten und sprach selbst in perfektem Französisch: »Wir brauchen ein Quartier für die Nacht. Hast du noch Betten frei, Wirt?«

»Für zehn Männer?«, wunderte sich der Wirt. »Soldaten?«

»Ja.«

»Nun ja, wir haben keinen roten Wein, nur noch etwas weißen, und wir haben kaum Essen, denn wir sind seit Tagen eingeschneit. Für eine Nacht reicht es vielleicht noch.«

»Das genügt uns.« Laubanger wirkte erleichtert. »Wohin können wir unsere Pferde bringen?«

»Der Stall befindet sich zu Eurer Rechten gleich hinter dem großen Tor. Wir treffen uns dort.«

Laubanger nickte. Er übersetzte das Gesagte seinen Begleitern, die sich sogleich aufteilten in jene, die jeweils zwei Pferde übernahmen, und jene, die das Recht hatten, sich schon früher am Feuer wärmen zu dürfen.

Pascale beobachtete aus der Küche heraus, wie sich die Männer in der Gaststube ausbreiteten, manche sich gar flach auf die Bänke legten. Ein Teil nahm gleich den Mantel ab, der Rest glaubte, schneller innerhalb des Mantels aufzutauen. So oder so bemerkte Pascale, dass sie allesamt bewaffnet waren. Ihre Rapiere schrammten über den Boden, einem fiel die Pistole aus dem Gürtel, als er seinen Mantel vom Körper zog. Es mussten Soldaten sein, und wenn dem so war, dann war völlig sicher, was nun folgen würde.

Es gab noch den halben Krug weißen Wein, und der Blick, den Henri, der neben Pascale stand und die Gaststube ebenso misstrauisch beäugte wie sie, ihr zuwarf, zeigte ihr, dass er die gleichen Sorgen hegte.

»Lauf zum Haus von Monsieur de Tarde. Frag nach, ob man uns ein wenig von seinem Wein verkauft. Und beeil dich, Kind! Sonst sehe ich schwarz.«

Pascale gelang es tatsächlich, Wein zu besorgen. Mit zwei Weinschläuchen und einem Krug kehrte sie kurz darauf zurück, schob sich aus dem Schnee in die Küche, die einen Ausgang zum Hof besaß, von dem man über die Ställe in die Straßen gelangte. Inzwischen war auch ihre Mutter, Catherine, wieder auf den Beinen. Sie half Henri so gut es ging, aber aus den jämmerlichen Resten des Huhns ließ sich kaum ein Essen für zehn halb verhungerte Männer zubereiten.

»Da spielt uns der Teufel einen Streich«, jammerte sie, strich Pascale dankbar über die nasse Haube und nahm ihr den Korb ab. »Vater gibt sich alle Mühe, aber ich befürchte, ich muss dich gleich noch einmal losschicken.«

Pascale lief an diesem späten Abend noch mehrmals, bis nach vier Stunden alle Männer in ihre Betten verschwunden waren. Sie hatte inzwischen festgestellt, dass der Mann mit der wütenden Faust, ein größerer Mann mit braunen Haaren, tief liegenden, frechen Augen und Bart, ihr Anführer war, auch wenn er für seine Begleiter nicht viel übrig zu haben schien. Vielmehr hatte er sich gleich allein in die hinterste Ecke verzogen, sich dort einen Becher wässrigen Wein nach dem anderen in den Rachen gegossen und war nur mit Hilfe von Laubanger und einem anderen Mann noch in sein Zimmer gekommen.

Die Nacht, die folgte, verlief ruhig. Pascale lag in ihrer Nische, die groß und warm genug war, um dort zu schlafen, als sich am Morgen der Reisende auf Zehenspitzen die Treppe hinunterbewegte. Pascale öffnete mühsam ein Auge. Es war noch so dunkel, dass man nur die Umrisse

des Mannes wahrnehmen konnte, aber sie erkannte ihn an seiner Größe und Feingliedrigkeit. Es war verwunderlich, wie er vermied, auch nur das geringste Geräusch zu machen. Was ihm nur leider nicht recht gelingen wollte, auf der knarrenden alten Treppe.

»Mädchen?«, hörte sie ihn flüstern. So perfekt, wie er Französisch sprach, so kam es Pascale doch vor, als wäre auch er ein Deutscher.

»Ja?« Pascale rutschte aus ihrer Nische und rieb sich verschlafen die Augen.

»Hier, nimm das Geld, ich werde vorerst gehen.« Er suchte nach ihrer Hand und drückte den Geldbeutel hinein. »Sobald ich kann, kehre ich zurück. Wie finde ich zu den Ställen?«

»Nach links, das erste große Tor. Aber ich muss Euch öffnen.«

»Gibt es noch einen anderen Weg, als zur Vordertür hinaus?«

Was für ein merkwürdiger Wunsch.

»Ja, den gibt es, durch die Küche.«

Also wanderte Pascale mit dem Reisenden als Schatten durch die Küche hinaus in den Hof, auf dem der Schnee an manchen Stellen fast mannshoch lag. Sie liefen schweigend bis zum Stall, in dem ihnen einige Pferdeköpfe entgegensahen.

»Roscito!« Der Reisende hielt seinem großen, klobigen Fuchs die Hand hin und strich ihm langsam über den Hals.

Im Licht der Stalllaterne sah Pascale, wie der Mann seinem Pferd nur notdürftig mit der Wurzelbürste über den Rücken fuhr, die Sattellage reinigte, es dann in Windeseile sattelte und bald mit dem fertigen Pferd vor ihr stand.

»Gestern Abend konnte ich ihn kaum bändigen.«

»Er war schon immer etwas schwierig. Wenn man mit

ihm umzugehen weiß, ist er ein gutes Pferd.« Er musterte sie. Pascale erwiderte seinen Blick und wunderte sich, dass er ungekämmt und unrasiert aufbrechen wollte. »Ich werde wiederkommen, aber vorerst muss ich fort«, war seine Erklärung.

Was für merkwürdige Worte.

»Hör zu ...«, setzte der Reisende an und zögerte. Sein Blick, der eben noch auf Pascale geruht hatte, wandte sich nach rechts, wo er auf etwas traf, das Überraschung in Verzweiflung verwandelte.

»Orioni, wenn Euch die letzten Wochen Eures Lebens noch etwas wert sind, gebt dem Mädchen die Zügel und folgt mir«, hörte Pascale die deutschen Worte, die ihr weit weniger fremd waren, als die Männer glaubten. Der Braunhaarige kam mit mächtigen Schritten auf den Reisenden zu, dessen Name Orioni war, riss ihn am Arm von seinem Pferd weg und der nun Gefangene konnte Pascale gerade noch die Zügel in die Hand drücken, da wurde er weiter vorwärtsgezogen, aus dem Stall hinaus und wieder ins Gasthaus zurück.

»Welch Teufel da auch auf unserer Seite ist, er ist uns wohlgesonnen, dass er mir gleich am Morgen solch einen Fang in die Hände spielt. Barthel, gut ...« Die Worte wurden leiser und schließlich unverständlich, als der Letzte der Männer, die ihrem Anführer gefolgt waren, die Tür zum Gasthaus hinter sich ins Schloss fallen ließ.

Schnee. Pascale saß in der Küche und beobachtete das Tanzen der weißen Flocken. Der Ofen hielt ihren Rücken angenehm warm, und doch war sie alles andere als glücklich. Drei Tage waren vergangen, seit sich die Soldaten in ihrem Gasthaus einquartiert und den Reisenden gefangen genommen hatten. Ihr Vater lief Kreise in der Küche, rautte sich die Haare, wenn er nicht gerade versuchte, die Männer mit letzter Verzweiflung bei Laune zu halten. Die

Haushälterin von Monsieur de Tarde war nicht länger bereit, sich den Wein abkaufen zu lassen, und alle anderen Vorräte gingen ebenso zur Neige.

Doch was Pascale viel mehr Sorgen bereitete, war die Tatsache, dass ihre Mutter seit eben diesen drei Tagen so furchtbar bleich aussah. Sie wich Pascale kaum von der Seite, begleitete sie sogar auf ihren Wegen zum Manoir de Tarde, strich ihr über den Kopf, wann immer Pascale ihr nah kam. Das war jedoch nicht allzu häufig, denn Pascale fand, dass sie längst aus dem Alter heraus war, in dem man sich von den Eltern über den Kopf streicheln ließ. Aber dass ihre Mutter so ängstlich wirkte, so, als befürchte sie irgendein Unglück, ließ die Sorgen auf Pascale überspringen, auch wenn ihre Mutter ihr auswich und kein Wort preisgeben wollte, von dem, was sie bedrückte.

Pascale sollte den Gasträum nicht betreten. Sowohl ihr Vater als auch ihre Mutter schoben sie zurück in die Küche, sobald sie auch nur einen Schritt auf das Stroh setzte, das den Boden im Gasträum bedeckte und längst hätte ausgetauscht werden müssen.

Somit war Pascale abgeschnitten von ihrer Nische und ihrem Buch.

Einmal fiel ihr auf, wie ihre Mutter bei dem Reisenden stand. Sie sprachen kein Wort, zumindest er nicht, das konnte sie sehen, aber Pascale bemerkte, dass der Reisende ihrer Mutter Blicke zuwarf, die eine stumme Botschaft in sich trugen.

Jahre mögen nach außen hin wirken, als wäre ihre Zeitspanne immens, ihre Dauer eine kleine Ewigkeit. Und doch war in Catherines Erinnerung nur ein Augenblick verstrichen seit dem Tag, an dem sie den Gast das letzte Mal gesehen hatte. Nun war er gekommen, ihr das Wichtigste zu nehmen, was ihr geblieben war. Sie hatte es in seinen Augen lesen können, in dem kurzen Augen-

blick, als sie die Möglichkeit hatte, ihm ein wenig Essen zu bringen. Gewöhnlich erledigte das der Anführer der Soldaten selbst, er wachte über ihn, als ginge es um sein eigenes Leben, wenn es auch ein Leben war, das er zu hassen schien, denn mehr als abschätzige Blicke hatte er für seinen Gefangenen nie übrig. Doch das eine Mal hatte er Catherine zu dem Gefangenen gelassen, während er keine drei Fuß entfernt gestanden hatte. Ihr war nicht mehr als ein eindringlicher Blick geblieben, mit dem sie den Reisenden gefragt hatte, weshalb er gekommen war. Seine stumme Antwort hatte ihre Befürchtungen bestätigt. Er war wegen des Mädchens gekommen. Seitdem schlief Catherine nicht eine Minute. Sie wälzte sich nachts hin und her, durchbohrte die düstere Decke über sich mit verzweifelten Blicken und wusste sich keine Hilfe.

Pascale spürte diese Unruhe ihrer Mutter. War hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, zu erfahren, was die Ursache war, und der Sorge, es könnte etwas sein, was sie selbst nicht wissen wollte.

Während der Schnee sich weiter auftürmte, waren die Soldaten mit ihrem Gefangenen selbst zu Gefangenen geworden. Sie hätten ihr eigenes Grab geschaufelt, wären sie in den Sturm hinein aufgebrochen. Also waren sie dazu gezwungen, weitere fünf Tage und Nächte im Wirtshaus zu verbringen, während ihre Laune zunehmend schlechter, die Nahrung immer spärlicher und der Hunger immer größer wurde.

Zu Pascales Glück gab es außer der verbotenen Gaststube und der Küche noch einen weiteren Ort, an dem man seine Zeit verbringen konnte: den Pferdestall. Schon früh am Morgen schaufelte sie sich den Weg frei, versorgte die Pferde mit Heu und griff dann erneut zur Mistgabel, um die Pferdeäpfel in einen kleinen Karren zu befördern. Der Misthaufen war der einzige Platz im Hof,

der nicht unter einer weißen Decke begraben lag, denn das alte Stroh war ständig warm und dampfte auch in der Kälte noch vor sich hin, zumindest jetzt, wo sie ganze dreizehn Pferde im Stall hatten, so viele wie noch nie, seit Pascale denken konnte.

Ihr Gasthaus lag so weit ab von allen Reiserouten, dass sich nur selten mal ein Reisender hierher verirrte. Die meisten ihrer Gäste waren Einheimische und wiederum deren Gäste, vielleicht der ein oder andere Pilger, der sich von der Via Lemovicensis hierher verlief, aber niemals, niemals, nicht kamen zehn beziehungsweise elf Reisende auf einen Schlag und blieben für über eine Woche. Bei der Berechnung der Vorräte für den Winter hatte Pascals Vater weder den starken Schneefall noch elf Dauer-gäste eingeplant. Nun hatten sie die Bescherung.

Trotz der Kälte begann Pascale zu schwitzen. Sie rieb sich mit dem Ärmel über die nasse Stirn.

»Was rackerst du dich hier so ab, habt ihr keinen Knecht?«

Pascale fuhr herum. Ihr Blick fiel auf einen der Soldaten, der sich an die Stalltür gelehnt und ihr offenbar schon eine Weile beim Misten zugesehen hatte. Es war der Mann, den sie Laubanger nannten, der Einzige von ihnen, der Französisch sprach. Er war der jüngste von ihnen, vielleicht gerade einmal Mitte zwanzig, und war weder von den Pocken vernarbt noch hatte er sonst irgendeinen Makel an sich. Er musterte sie von oben bis unten.

Pascale schüttelte den Kopf und schob die Mistgabel über ein vereistes Stück Boden, bis das Geräusch sie selbst ärgerte.

»Hör zu, du Hühnchen, gib den Pferden anständig zu fressen. Wir brechen morgen früh auf, der Hauptmann will es so, es ist ihm gleich, was Petrus dazu sagt. Er will nicht einen Tag länger warten. Also fütter sie anständig, damit sie Kraft haben.«

»Ja, Monsieur.«

Er grinste nur lustlos. Drehte sich um und ging.

Der Abend war merkwürdig still. Während der Braunhaarige in seiner Ecke saß, die letzten Reste Wein in seinem Krug betrachtete und die übrigen Männer sich längst in das Schicksal ergeben hatten, keinen Wein mehr zu bekommen, warf ihr Gefangener unentwegt Blicke zu Pascale. Dabei war sein Gesicht wie aus Stein gemeißelt, selten, dass man überhaupt eine Gefühlsregung sah oder etwas, was dem nahegekommen wäre. Selbst als sie ihn vor acht Tagen aus dem Stall zurückgeholt hatten, war er nicht, wie es wohl bei jedem anderen Menschen, der vor zehn Soldaten davonlief, der Fall gewesen wäre, in Verzweiflung geraten. Da sie ihm bisher nichts getan hatten, ging Pascale davon aus, dass sie es auch nicht vorhatten, und doch war sie sich sicher, dass sie sich niemals so stumm hätte gefangen nehmen lassen, niemals, von niemandem.

Und dann, am nächsten Morgen, verschwanden elf Männer auf die gleiche geisterhafte Art und Weise, wie sie erschienen waren. Mit dem Unterschied, dass sie nun gemeinsam unterwegs waren.
